

Einleitung

Ich habe nie zu den Menschen gehört, die von einer »wunderbaren Kindheit« geschwärmt haben. In Talkshows kann man diese Formulierung und ähnliche immer wieder hören: »Wir waren in der Natur, wir waren so frei. Es war eine herrliche Zeit.« Dabei lachen schöne Menschen, die scheinbar Großes vollbracht haben; andernfalls wären sie nicht in der Talkshow und dürften eine Inszenierung aufführen. Ich kenne keinen Menschen, der mit diesen Worten von seiner Vergangenheit berichtet. Kindheit ist nicht gleich Paradies, Kindheit ist Glück und Geborgenheit, aber auch Schmerz, Streit und Einsamkeit und die Erkenntnis, dass das Individuum allein durchs Leben gehen muss und doch die Wärme und Sicherheit des Elternhauses nicht verlassen möchte. Ein Konflikt, der den Menschen gesund ins Dasein des Erwachsenen entlässt. Wenn er nicht dem Tod begegnet, die Welt nicht mehr sicher scheint und sich in einen gefährlichen Ort verwandelt, in dem jeder Moment der vor dem Tod sein könnte.

Ich habe normal gelebt, mit Spielzeugautos und Fußball gespielt, mich verliebt, mit Mädchen geschlafen, studiert, einen tollen Job gefunden, eine tolle Frau und großartige Kinder. »Eigentlich könnte alles so schön sein«, habe ich im vergangenen Jahr gesagt. Dann ging nichts mehr. Die Beine gehorchten nicht, die Hände zitterten, der Horror kam jede Nacht wieder.

Die wahre Geschichte, die ich erzähle, beginnt lange vor meiner Geburt.

Krieg und Angst in den Genen

Neumünster/Tungendorf, etwa 1944

Als die Bomber kamen, versteckten sich Helmut und ein Freund hinter einer Hecke. Zuerst kam das Dröhnen der Motoren in dem kleinen Tungendorf an, das direkt an Neumünster angrenzte. Dann fielen die Bomben. Die Jungen, beide um die 15 Jahre alt, konnten das Krachen hören. Kurz darauf sahen sie das Feuer, das in Neumünster ausgebrochen war. Neumünster war für die Alliierten im Zweiten Weltkrieg ein wichtiges Ziel: Hier trafen sich die meisten Eisenbahnlinien und Fernstraßen Schleswig-Holsteins zu einem Knotenpunkt, die Stadt war dicht besiedelt und ein wichtiger Industriestandort. Am nordwestlichen Stadtrand lag der Flugplatz. »Wir hatten Angst«, erzählte mir Helmut Jahrzehnte später, als

ich etwa in dem Alter war, in dem er die Bombenangriffe und die Angst erlebte. Helmut war mein Vater.

Er kannte Angst und Gewalt lange vor den Angriffen. Helmut gehörte der Hitlerjugend an und ging nur ungern zu den Treffen. »Dort wurde immer geprügelt«, berichtete er mir. Mein Vater hat nie ausführlich aus seinem Leben und der Kindheit in Tungendorf erzählt, immer nur in kurzen Sätzen.

»Wir konnten sehen, wie Hamburg brannte.« Auch diese Erinnerung gehört zu diesen, bruchstückhaft gebliebenen Erzählungen. »Der Himmel war rot.« Vermutlich schienen die verheerenden Brände der britischen »Operation Gomorrha« bis ins 60 Kilometer entfernte Tungendorf. Im Juni 1943 stand die ferne Hansestadt in Flammen, mindestens 34.000 Menschen starben im Feuersturm. Das wusste Helmut nicht, als er den roten Himmel am südlichen Horizont sah. Doch er verstand, dass ein Inferno in der Stadt wütete, wenn man den Feuerschein selbst von seinem Zuhause aus sehen konnte.

Auch an die »Christbäume« konnte sich mein Vater erinnern. Die Bomber warfen sie ab, doch der Flitter war nicht bedrohlich. Die Besatzungen nutzten Staniolstreifen, um das deutsche Radar zu täuschen. Später hingen die dünnen Metallteile als Lamettaersatz am Weihnachtsbaum.

Helmuts Vater ernährte die Familie als »Tagelöhner«. Mein Vater empfand diesen Begriff nicht als diskriminierend. Tagelöhner arbeiteten bei den Bauern und bekamen Geld, wenn sie ihren Job gemacht hatten. Viel war es nicht, um Helmut, seine Geschwister und ihre Mutter zu ernähren. Nachts mussten sich die Kinder die Betten teilen.

Die genaue Betrachtung der Familiengeschichte offenbarte auch Neuigkeiten. »Wir waren sechs Kinder«, hat mein Vater stets gesagt. Bei der Durchsicht alter Dokumente stoßen mein Bruder und ich jedoch auf Hinweise auf einen weiteren Bruder: Walter Johann Hinrich, geboren am 4. Oktober 1913, also 16 Jahre vor meinem Vater. Der Junge wurde nur zwei Jahre alt. Hat mein Vater nichts von ihm gewusst? Wurde das kurze Leben des Kindes in der Fami-

lie verschwiegen? Wir können niemanden mehr fragen und spüren zugleich, welches Leiden im Elternhaus präsent gewesen sein muss. Vater und Mutter verloren ihr erstes Kind, zwei weitere starben als Erwachsene im Zweiten Weltkrieg.

»Ihr sollt es einmal besser haben«, hat mein Vater oft zu meinem Bruder und mir gesagt. Und den Satz: »Bloß keinen Krieg!«

Das Foto des »Führers« liegt im Misthaufen versteckt – Ascheberg, etwa 1944

Das Foto von damals zeigt meine Mutter: ein blondes Mädchen mit Zöpfen. Die junge Johanna*⁶ gehörte zum nationalsozialistischen Bund deutscher Mädchen und fügte sich dort mit ihrem Aussehen gut ein. Auch der Verwandtschaft hat die blonde Johanna gefallen. Sie war die jüngste unter den Cousins und Cousinen aus einer großen Familie, in der die Männer durchweg der NSDAP angehörten. Onkel »Guschi« machte Karriere bei der Waffen-SS und erzählte später bei Feiern, dass gar nicht so viele Juden gelebt hätten wie angeblich umgebracht wurden. Mein sechs Jahre älterer Bruder Michael* wollte ihm nie die Hand zur Begrüßung reichen.

Die Ascheberger Kinder gingen im Sommer zum Baden an den Plöner See. Meine Mutter weiß nicht mehr, wie alt sie war, als sie beinahe im Wasser umgekommen wäre. Ein großer Junge habe sie nach unten gedrückt – einfach zum Spaß. »Ich kriege jetzt noch eine Gänsehaut«, sagt meine Mutter auch heute noch, wenn sie daran zurückdenkt. Sie hat nie schwimmen gelernt und ist später beim Baden an der See nur bis zum Bauch ins Wasser gegangen.

Auch nach Ascheberg kam der Krieg mit den Bombern. Tief brummend überflogen die Maschinen das Dorf in Richtung Kiel. Dann ging die Familie auf den Dachboden und sah zu, wie die Flak-Scheinwerfer die Flugzeuge suchten. Auch Kiel brannte rot.

6 Hier wie im Folgenden bei mit Sternchen gekennzeichneten Personen handelt es sich bei ihren Namen um Pseudonyme.

Noch mehr Angst hatte die Familie, als die Briten nach Schleswig-Holstein kamen und Nazis verhafteten. Die Soldaten sperren fast alle Männer aus der Familie in einem Haus ein, das in Ascheberg die »Felsenburg« hieß. Mutters Vater war jedoch nicht dabei. Er hatte die Fotos des Führers und die Hakenkreuze im Misthaufen versteckt.

Vermutlich hatten die Briten meinen Großvater verschont, weil er sich nach damaligen Kriterien nicht schuldig gemacht hatte. Im Ersten Weltkrieg hatte er in Verdun im Schützengraben gekämpft, ein Auge und ein Stück des Hüftknochens verloren. Im Zweiten Weltkrieg konnte er nicht mehr kämpfen.

Zehn Jahre nach dem Einmarsch tauchten die Fotos unterm Misthaufen wieder auf. Sie waren fast unbeschädigt.

Ebenso unbeschadet überstanden bei vielen Männern aus der Familie die Erinnerungen an den Krieg die Zeit. Ich war ein kleiner Junge, als bei Oma Geburtstag gefeiert wurde. An einen alten Mann im schwarzen Anzug erinnere ich mich. Er sprach immer wieder von seiner Zeit als Soldat in Russland, über Feldzüge ganzer Armeen und die Kälte. »Ach, er redet wieder vom Krieg«, hieß es hinter vorgehaltener Hand. Vermutlich sprach er vom Zweiten Weltkrieg. Zuhören wollte dem alten Mann niemand.

Ein kleiner Junge und der Tod

Freibad in Wahlstedt, etwa 1967

Oben scheint das Licht. Weiß durchdringt es das Blau, das immer höher zu steigen scheint. Ohne klare Konturen leuchtet es, gebrochen von den leichten Wellen, immer in Bewegung. Nach oben steigen die Bläschen durch die Stille, nach oben recken sich auch die Arme, um sich festzuhalten, zu greifen, doch das Wasser lässt sich nicht packen. Das totenstille Blau um mich herum gibt nach, auch unter meinen Füßen, die wie meine Hände Halt suchen und ihn nicht finden. Ich sinke unter dem Licht.

Nur wenige Sekunden ist es her, dass ich in das Becken stürzte. Wo ist Papa? Ich hatte ihn an diesem Hochsommertag in dem Freibad aus den Augen verloren. Die Sonne schien. Licht, Hitze und

Tausende Füße haben den Rasen in grauen Staub und graue Halme verwandelt. Wo ist Papa? Überall Menschen, aber wo ist er? Ich laufe, ich weine, ich bin allein. Ich laufe schneller.

Dort ist das Schwimmerbecken. Kein Ort für mich, denn ich kann nicht schwimmen, aber ich glaube, mein Papa ist dort. Ich laufe immer noch, das Wasser leuchtet blau, die Menschen juchzen und lachen, die weißen Kunststofflamellen am Rand schlucken das überschwappende Wasser. Die Lamellen kommen auf mich zu, ich bin offenbar ausgerutscht. Doch genau weiß ich den Ablauf bis heute nicht.

Das weiße Licht im sich bewegenden Blau ist die nächste Erinnerung. Ich sinke im Wasser. Nichts zu hören, dann wird es dunkel. Keine Erinnerung an Angst oder Panik, Atemnot und den Versuch zu schreien. Keine Erinnerung an das, was dann passiert sein muss. Wie tief war ich unten? Wie lange? Wann kam der zupackende Griff, der mich, den kleinen Jungen, nach oben ans Licht und vor allem an die Luft zog? Die Bilder sind verschwunden, vermutlich für immer. Wird die Angst übermächtig, zerstört sie die Bilder. Wie ein Filmriss.

Das nächste Bild in meinem Gedächtnis zeigt diffus einen Jungen, einen »großen Jungen«. Ich bin wieder oben und sehe ihn, aber nicht sein Gesicht. Dass er mir das Leben gerettet hat, dass ich ohne ihn ertrunken wäre – das hat er vermutlich erst später verstanden. Auch an sein Gesicht werde ich mich erst später erinnern.

»Kannst du nicht schwimmen?«, fragt er. »Nein!« Dann beginne ich zu weinen und will raus aus dem Becken. Ich glaube, der Junge hat mir dabei geholfen. Doch auch diese Bilder bleiben unklar. Ich laufe wieder. Ich weine und weine. Wo ist Papa? Wo ist Mama? Die Sonne scheint weiß, der Boden bleibt grau, das Wasser läuft an mir herunter. Mehr weiß ich nicht mehr.

»Mama, ich bin ins Wasser gefallen!« Ich habe sie auf einer Wiese gefunden. Neben ihr liegen die bunte Kinderdecke für mich und das Handtuch. Ich weine und weine. »Hast du viel Wasser geschluckt?« »Ja, ganz viel.«

Mehr kann ich nicht erzählen. Auch nicht davon, was danach geschah, ob ich über den Sturz und das Versinken gesprochen habe, den »großen Jungen« und wann ich aufhörte zu weinen. Ich weiß es nicht mehr.

Ich habe als Kind sehr spät schwimmen gelernt. Beim Schulschwimmen bleibe ich der einzige im Nichtschwimmerbecken. Der Versuch eines Sportlerlehrers, mich zum Tauchen zu zwingen, endet mit Kratzern und blauen Flecken an seinen Beinen. Ich wehre mich mit allen Kräften, die ein Elfjähriger aufbringen kann. Die Frage, warum ich so heftig reagiere und einen Lehrer verletze, stellt er weder mir noch meinen Eltern.

Der Fallschirm öffnet sich zu spät – Neumünster, etwa 1967

Die Motorengeräusche der kleinen Sportflugzeuge gehören zu meiner Kindheit. Der kleine Flugplatz von Neumünster liegt nicht weit entfernt von unserem Zuhause. Im Sommer drehen die Maschinen ihre Runden über dem Stadtrand, an den Wochenenden sind es besonders viele. Andere Menschen mag der Geräuschpegel stören, für mich klingen die Motoren nach Sonntag.

An einem dieser Sonntage fahren wir mit dem VW-Käfer die wenigen Kilometer zum Flugplatz. Dort haben sich Fallschirmspringer getroffen, die in die Flugzeuge steigen und sie im Himmel über Neumünster wieder verlassen, um punktgenau auf dem Gras der Start- und Landebahn wieder auf die Erde zu gelangen. Immer wieder kommen brummend neue Flugzeuge. Nicht immer ist es im heißen hellen Sonnenlicht klar zu erkennen, wie die Springer durch die Türen in die Tiefe springen. Spätestens, wenn sich der Fallschirm öffnet, sind sie gut auszumachen. Deutlich abgebremst schweben sie über dem Boden ein, bis sie aufsetzend sich in der derselben Sekunde abrollen, um die Wucht der Landung auf den Körper abzufangen.

Immer wieder fallen Springer herab. Mindestens 100 Zuschauer folgen erst dem ungebremsten Flug, dann dem Öffnen des Fall-

schirms und dann der Landung im Gras. Familien wie wir haben sich versammelt, um trotz praller Sonne den Springern zuzusehen.

Und wieder einer. Er springt aus dem Flugzeug, das brummend weiterfliegt, und fällt vom Himmel. Dutzende Male haben wir diese Sprünge verfolgt. Jetzt müsste sich, wie bei allen anderen zuvor, der Fallschirm öffnen. Warum öffnet er sich nicht? Der Springer rast auf das Gras zu, dann öffnet sich der Fallschirm ein klein wenig, doch zu spät, um den Fall wirklich abzubremesen. Plötzlich der Aufprall und dieses hörbare Knacken, das ich nie vergessen werde. Die Menschen rufen entsetzt »Oh!«. Es klingt, als ob sie gleichzeitig das Wort ausrufen, um dann noch in der Silbe leiser zu werden, als sie erkennen, dass vor ihren Augen etwas Unwiderruffliches, ein Unglück geschehen ist.

Der dicke Mann mit der Halbglatze hinter der Absperrung ruft etwas. Es klingt wie ein Befehl, den er ausspricht. Vermutlich hat er einem Kollegen das Wort »Krankenwagen!« zugebrüllt. Dann steigt er in den VW-Käfer des Flugplatzes, der ohne Nummernschild bereitsteht, und rast dorthin, wo der Fallschirmspringer mit diesem entsetzlichen Geräusch aufgeschlagen ist. Das eigentümliche Geräusch des Käfer-Motors, dieses Aufheulen, kann ich immer noch hören. Und die Stimme des Mannes mit der Glatze.

Ich stehe vor dem hohen Gras, neben mir mein Vater. Ich schaue in die Richtung, in die der Käfer rast. Inzwischen ist der Fallschirm zu Boden gefallen. Ich blicke weiter dorthin, ohne etwas zu erkennen. Um uns herum drehen sich viele Menschen um. Leise sprechend oder schweigend gehen sie zum Parkplatz. »Lass uns besser losfahren«, sagt mein Vater.

Am nächsten Tag zeigt meine Mutter uns einen kleinen Artikel in der Lokalzeitung über das Unglück. Der Fallschirmspringer ist tot.

Ein weißes Tuch und die Lampe dahinter – Neumünster, etwa 1967

Meine Mutter erinnert sich gut an den Arzt und seinen Ruf. »Pferdedoktor« nannte man Dr. Jungmann* in Neumünster. Trotzdem war sein Wartezimmer immer voll, der Mann war damals der einzige Experte für Hals, Nasen und Ohren im Ort. Ich schnarchte laut. Die nächtlichen Geräusche waren für ein Kind in meinem Alter nicht nur ungewöhnlich, sondern auch störend für meinen Bruder, mit dem ich in den ersten sechs Jahren meines Lebens ein Zimmer teilen musste.

Der Hausarzt weiß nur einen Rat: »Die Polypen müssen raus.« Damit bin ich ein Fall für Dr. Jungmann ohne zu ahnen, wie der Mann mit seinen Patienten umgeht, selbst wenn sie noch Kinder sind. Unter Polypen kann ich mir kaum etwas vorstellen, das Problem des Schnarchens habe ich nicht verstanden. Ich habe Angst, weil ich nicht weiß, was geschehen wird und weil es schon im Wartezimmer nach Medikamenten und Desinfektionsmitteln riecht. Mich beruhigt nur, dass meine Eltern bei mir sitzen. Ich erinnere mich an einen dunklen Raum mit viel Braun und vielen schweigenden Patienten, die im Kreis um einen Tisch sitzen und warten.

Wie ich zum Stuhl im Behandlungszimmer gekommen bin, weiß ich nicht mehr. Ich bin allein mit Dr. Jungmann und seinen Helferinnen. Die Erinnerung an Gesichter und Mobiliar ist fort, nur die an das Tuch ist geblieben, das auf meinem Gesicht liegt. Dahinter scheint ein Licht, vermutlich die Lampe des Arztes, der in meinen Rachen leuchtet. Eine Metallkonstruktion verhindert, dass ich den Mund schließen kann. Sie schmeckt nach Eisen. Dann sehe ich die Tropfen, die eine Helferin aufs Tuch träufelt. Ein scharfer Geruch dringt in meine Nase. Dann stoppt bis auf wenige Bruchstücke die Erinnerung.

Später erfahre ich: Dr. Jungmann will mich mit Äther betäuben, ein in den 1960er-Jahren übliches Verfahren. Doch die Chemikalie wirkt nicht bei jedem Patienten. Ich gehöre zu jenen, die nicht